

Den Käfer zertreten

2013

»Siehe auf die Konfiguration der Länder, die in ihnen lebenden Völker und Menschen, die sie beherrschen oder unterwerfen; ja sogar auf die durch Sterne nachgezeichneten Figuren durch die Zeit und alle Kulturepochen der Menschheit – und sage mir nie, dass irgendetwas auf dieser Welt von Dauer sey.« – Aus dem Buch *Ifradur, die neue Welt*, 207 n. I.

Prolog

Nach einer großen Katastrophe setzen die gewohnten Abläufe für einige Tage, vielleicht Wochen aus. In diesen Tagen des Kummers, der Suche nach Freunden und Bekannten; in diesen Tagen des Dahinsiechens stellt sich der Mensch dar, so wie er wirklich ist.

Doch nach und nach, wenn sich die Überlebenden zusammenfinden, von ihren Wunden geheilt sind und ihre Erfahrungen austauschen, werden sie wieder beginnen, aus dem Notstand einen Vorteil zu ziehen. Sie verkaufen Lebensmittel, Medizin und Kleidung; sie tauschen, feilschen und handeln – alles in ausführender Ignoranz gegenüber jenen, die noch immer leiden; noch immer nicht wissen, wo ihre Familien sind; noch immer kein Dach über dem Kopf haben. Und hier zeigt der Mensch seine andere Seite; seine dunkle, widerliche und abstoßende Seite.

Aber wie so vieles Gefährliches und Bösertiges zieht es den Menschen an; wie eine Art sich selbst definierende und aufbauende Ironie. Als hätte man einer Küchenschabe einen Stein nachgeworfen, sie getroffen und ihr zwei Beine abgeschlagen. Doch sie überlebt und kann sich wieder aufrichten. Und fortan wird sie ihre Lebensweise nicht ändern, sondern mit dem weitermachen, was sie sonst auch tut – krabbeln und sich von Resten unterm Küchentisch ernähren. Eine verstümmelte Spinne tut es so, ein enthorntes Nashorn, ein geblendeter Hund – sofern diese Kreaturen überleben. Sie werden – was auch immer geschieht – ihre Lebensweise niemals ändern, werden fortfahren mit dem, das sie kennen.

Allein der Mensch ist fähig, aus seinen fatalen Fehlern und Entwicklungen zu lernen und ein anderes Leben, eine andere Philosophie des Daseins zu entwickeln. Aber die meisten wollen einfach weiter eine Küchenschabe sein.

Nacht

Nacht. Es war sechs Jahre lang Nacht. Eine kalte, endlos wirkende Nacht, die einen an seinen Sinnen und letztlich auch Verstand zweifeln ließ. Es war Nacht auf allen Kontinenten, in allen Städten. Es war Nacht am Äquator und Nacht über dem Polarkreis. Und obwohl Bewohner der Polregion zumindest die ein halbes Jahr währende Polarnacht kennen, war diese von mir beschriebene Nacht anders. Sie war anders, weil man nicht mit gewohnter Regelmäßigkeit ein Ende absehen konnte. Die Nacht endete nicht mit Blick auf den letzten angekreuzten Kalendertag; sie endete vorerst gar nicht.

Genau genommen habe ich diese jahrelange Nacht nie miterlebt. Ich kenne sie aus Erzählungen von den Greisen und sogar aus einem Märchen, in dem ein Held in der sogenannten *maßlosen Nacht* überlebt und gegen ein Ungeheuer – einem Ungeheuer aus Dunkelheit – besteht.

Es war vor allem der psychologische Effekt, den die sechsjährige Nacht mit sich brachte. Viele Menschen begangen allein deswegen Selbstmord. Man stelle sich nur vor, wie das gewesen sein muss: Während alles um einen herum stirbt und die Sonne einfach nicht aufgeht. Wenn man zu jeder Stunde mit Kerzen und anderen Lichtquellen hantiert, um wenigstens ein bisschen zu sehen. Doch glaubt man den Geschichten, haben die Überlebenden während dieser Zeit nicht viel sehen müssen. Sie lebten unterirdisch, sagt man sich, niemand habe sich an die Oberfläche getraut. Niemand sah etwas, den größten Teil der maßlosen Nacht verbrachte man in künstlichen Gebäuden mit künstlichen Lichtquellen.

Die wenigsten sollen sich der Dunkelheit angepasst haben. Einige sind durchgedreht, haben andere Menschen verletzt und sogar getötet. Sie ertrugen den Gedanken nicht mehr, die Sonne wäre auf ewig entschwunden, Gott habe sie verlassen oder wie auch immer man das interpretieren will.

Für jemanden meiner Generation bleibt diese Situation unvorstellbar; und wann immer ich mich in diese armen Teufel hineinversetzen will, scheitere ich. Es muss unvorstellbar ernüchternd gewesen sein, wenn sozusagen von heute auf morgen jedwede soziale Struktur zusammenbricht und alle Menschen in Angst und Chaos versetzt werden. Wenn man in einen Bunker gezerrt wird, ohne zu wissen weshalb; mit unbekannt Menschen. Wenn man sich im Gefüge dieses unterirdischen Schutzraums Gedanken darüber macht, ob ein Krieg ausgebrochen ist oder es sich *lediglich* um eine Naturkatastrophe handelt. Aber welche Naturkatastrophe bewirkt, dass der Himmel so stark verhüllt wird, dass ihn die Sonne nicht mehr durchdringt? Wenn es kalt wird und es grauen Asche-Niederschlag regnet? – Das klingt wie die Tephra eines Vulkanaus-

bruchs!, würde ein entsprechend Gelehrter sagen. Aber in einem Gebiet, in dem es keine Vulkane gibt? Nun gut, Asche kann über die Windsysteme auf globaler Ebene verteilt werden. Aber wie ich sagte, war dieses Phänomen einfach *anders*. Es ließ sich kaum sagen, warum. Man wusste es einfach. Als wenn man durch sein Haus geht und den Geruch von Ruß in der Nase hat – und man einfach *ahnt*, dass das nicht bloß der Kamin sein kann, sondern seine Quelle etwas anderes, noch nicht Bedachtes, nie zuvor Gesehenes ist.

Wie reagiert die Psyche, wenn man an die Erdoberfläche tritt und tagelang auf einen Sonnenstrahl wartet, es aber immer gleich dunkel und grau bleibt? Wenn Wochen und Monate verstreichen, ohne sich je sicher zu sein, ob es Tag oder Nacht ist? Muss einem das nicht wie das Ende der Welt vorkommen? Wie der Vorhof zur Hölle? Aber man atmet weiter, man lebt weiter, siecht vor sich hin, kann sich mit anderen darüber unterhalten, darf weiter auf der Welt wandeln. Nur dass die Erdoberfläche gänzlich verändert wurde; umgeformt, neu geformt. Man erkennt keinen der bekannten Orte wieder, die Menschen haben sich verändert, die Struktur und Führung der Regierung, die Gestalt des Menschseins. Vielleicht gäbe es eine Chance, sich mit all den veränderten Umständen zu arrangieren, sich auf sie einzustellen. Wenn man zur dieser Zeit nur wüsste, wie alles gekommen ist!

Wir wissen heute, dass die Finsternis an nahezu jeden Punkt der Welt gleichartig war. Spätestens nach einem Monat gab es keinen Ort mehr, von dem man die Sonne sehen konnte. Das schreibt zumindest das Geschichtsbuch von Mexiko. Mexiko, das war angeblich irgendeine Stadt in Unteramerika. Es ist auch eines der wenigen Bücher, aus denen die Heranwachsenden, so auch ich, etwas von der Welt lesen, vor allem der Welt vor dem Ereignis.

Jedenfalls sollen sehr hohe dunkelgraue Wolken mit schwarzen und manchmal auch roten Schlieren von Osten her über die Welt gezogen sein. Sie vermischten sich dann wohl mit unteren Luftschichten und in diesem Moment fiel Asche vom Himmel. Monate lang. Schon zu diesem Zeitpunkt war von der Sonne nichts mehr zu sehen. Als der Asche-Fall dann nachließ, blieben die grauen Wolken bestehen, wanden sich schlängeln über die Oberfläche der Welt und missbrauchten die Hoffnung der Überlebenden. Man meinte jederzeit in den dynamischen Mustern der Wolkenbänder ein Aufreißen zu erkennen, was dann aber durch nachströmende Strukturen wieder verdichtet wurde. Man konnte kaum entscheiden, ob der Blick gen Himmel oder Boden frustrierender war. Im Geschichtsbuch steht dazu:

»Welch' schauerliche Wolke grinst mir vom Horizont entgegen, sodass ihr grau-

er Dreck aus den Mundwinkeln rieselt, den die Menschheit als hinterfragungs-unwürdige Gabe entgegennimmt? Ein Grinsen so ekelerregend, dass jeder Vergleich mit Abscheu verpufft; unsagbar müde und vereitelt, willenlos und von Hoffnung sich ernährend – erhebt sich die Fratze zum Gönner über Welten, ehrlos und unscheu, dem Sieg gewiss und auch der Unterworfenen Loyalität. Kein Held könnte dem entgegentreten, würde er doch selbst als die zersetzende Gefahr erkannt werden, die er auszutreiben sucht – und von eben jenen seelen- und charakterlosen Anhängern ergriffen und getötet werden. Eine Welt, in der alle sterben müssten, damit die erhellende Einigkeit zurückkehrt.«

Wann immer ich den Absatz im Unterricht gelesen habe, stellte ich mir einen fanatischen Priester vor, der vom Ende der Welt ruft, das gebe ich zu. Aber mit der Seriosität der geschichtlichen Dokumentation hält man es in meiner Generation so, dass man nimmt, was man kriegt. Es gibt keine Auswahl. Es gibt nur die Information oder gar nichts.

Man sagt, dem Ascheregen gingen erhebliche Erdbeben voraus. Einmal habe ich als Kind eines miterlebt, das warf mich auf den Boden. Später sagte man mir, es habe die »Stärke 4« auf einer Skala von Eins bis Zehn gehabt, was immer das bedeuten mag. Die Erdbeben von Damals sollen Stärke 11 oder 12 gehabt haben. Das berechnete man jedenfalls; niemand soll das überlebt haben. Sie sollen Gebäude und Brücken innerhalb von Sekunden zerfetzt haben, Hunderttausende Menschen wurden begraben oder von herumfliegenden Objekten erschlagen. Die Landschaft soll in weite Wellen geworfen worden sein, ähnlich einer Tischdecke, die man zusammenschiebt. Bergflanken zersprangen einfach wie eine von einem Stein getroffene Glasscheibe. Seen wurden mit einem Mal ausgeleert, Risse von Dutzenden Kilometer Länge schossen durch die betroffene Region und rissen alles noch Stehende in die Tiefe. Beinahe jedwedes Gebäude auf dem Planeten soll damals mehr oder weniger beschädigt worden sein. Weiter steht in dem Buch:

»Was die Erdbeben nicht zerstörten, zerschmolz in der Feuerwand, die sich Stunden und Tage später von der Einschlagstelle ausbreitete. Überlebende berichten von einer Erscheinung aus grellem Licht am Horizont, das Kilometer hoch in die Atmosphäre aufgestiegen sein soll, in blendendem Gelb und Orange geschimmert hat. Auch wenn sich der Vergleich schlecht nachvollziehen lässt, geben die Augenzeugen dessen Intensität mit »hundert Atombomben« an. In tieferen Atmosphärenschichten kam es zu eigenartigen Aufwölbungen der Luft, die Lichtstrahlen quer brachen und zu Dunst verschwimmen ließen. Wer in Richtung der Feuerwand schaute, konnte erblinden oder Verbrennungen an der

Haut erleiden. Wer wenigstens 2000 km entfernt war, der fand sich in Sicherheit.«

In einem anderen Geschichtsbuch wird ebenfalls diese Feuerwand beschrieben, allerdings heißt sie hier »Sturm aus Feuer«. Und nicht minder gefährlich wird sie in dieser Quelle dargestellt: Übermächtig hoch und glühend heiß, alles verzehrend, das sie erreicht. Es gab keinen Schutz unter Wasser oder unter der Erde. Es heißt, sogar die Luft wurde von ihr angesaugt und erstickte alles selbst in großer Entfernung befindliche. Ganze Menschen sollen herangezogen und aufgezehrt worden sein. Auch diese Worte beflügelten meine Fantasie, doch scheitert sie bereits an der Vorstellung der Größe der Feuerwand: Ich kenne Feuer nur von der Kochstelle im Haus oder einer Lagerfeuer. Beide sind nur etwa eine Armlänge hoch und mir in diesem Zustand schon heiß genug. Aber eine Wand aus glühenden Feuergasen, die bis in den Himmel reicht?!

Wer aufgepasst hat, dem ist aufgefallen, dass in dem zitierten Absatz über die Feuerwand von einer »Einschlagstelle« die Rede war. Und dies war auch der eigentliche Grund für die damalige Katastrophe, die zwar die ganze Menschheit veränderte, aber auch nicht einte. Nicht, dass es jemals anders war oder eine gute Chance bestand, dass sich etwas ändern könnte. Jedenfalls ist das mit der Einschlagstelle so, die ...

— Die Glocke wird geläutet, das markiert das Ende der Mittagspause. Ich begeben mich vom Eingang des großen Tunnels im Schatten hinaus auf den schmalen Weg, dort wo immer so viel Müll herumliegt. Aber dafür bin ich dort alleine und kann nachdenken. Gleich um die Ecke sieht man schon das Schulhaus, das auch als Bürgerhaus verwendet wird. Es ist ein ziemlich altes Gebäude, das man von den Mauern aus wiederaufgebaut hat. Damals, sagte mir mein Vater, hat man dieses Stück Land gefunden und es sah »besser aus als anderswo«. Er schloss sich dieser Meinung an. Meine Schwester Linny und ich ziehen mit unseren Eltern schon eine ganze Weile herum, immer dorthin wo es Arbeit und einen Platz zum Leben gibt. Daher wusste ich, dass auch dieses Mal seine Freude über den Ort nicht bedingen würde, ewig hier zu bleiben. Vater erzählte mir, vor vielen Jahren gab es an dieser Stelle guten Boden, aber von Gebäuden blieben lediglich Ruinen zurück. Viele der Häuser waren so sehr mit Schutt bedeckt worden, dass kleine Hügel aus ihnen wurden, die durch Gras grün bewachsen waren. Wüsste man nicht, dass es hier einmal eine Siedlung gegeben hatte, wäre man nie darauf gestoßen. Am Nordost-Hang der Schlucht standen noch die Grundmauern einiger Gebäude. Im Schatten der Schockwelle hatten sie weniger Schaden erlitten als die Häuser auf freiem Feld. Aber das änderte nichts daran, dass auch sie letztendlich wirkten, als wäre ein riesiges Wesen mit seinem Stiefel darauf herumgetreten.

Vater erklärte es mir genauer und machte für mich als Kind eine Zeichnung in den Sand. Alles sollte ganz natürlich aussehen, sogar die mit dem Stock in den Dreck gekratzten Menschen waren winzig klein gegenüber den Häusern und erst recht gegenüber der Schockwelle, die von allen Seiten über dieses Land zu stürmen schien.

Die Dächer waren alle eingestürzt, aber die Mauern standen noch. Man brauchte nur den Schutt zu sortieren und die noch stehenden Gebäudeteile wieder aufmauern. Daher sieht man heute noch sehr deutlich, was von dem alten Gebäude stammt und was von uns hinzugefügt worden war.

Ich machte mich auf den Weg und sah, dass die Kinder aus allen Richtungen auf das Haus zuliefen und darin verschwanden. Wie immer trödelte ich hinterher.

»Nun komm doch schon!«, rief mir meine Schwester zu, während sie von der Schaukel auf dem Spielplatz loslief. Auch das, wie einfach alles, erinnerte mich an die Reste der alten Welt. Obwohl gerade Spielplätze in diesem Teil der Welt fast nie erhalten geblieben waren. Diese Beobachtung mag an sich seltsam klingen, hat aber damit zu tun, dass die alten Spielgeräte vor so langer Zeit noch aus etwas wie Kunststoff angefertigt waren. Und das brennt leicht, sagte man mir. Die heutigen Spielzeuge bestehen fast ausschließlich aus Holz oder Metall. So auch die Schaukel, auf der Linny gesessen hatte. Die Kettenglieder hatte unser Schmied hergestellt und das Sitzbrett war aus einer alten Tür gemacht. Überhaupt ähnelten unsere Spielzeuge denen vor Jahrhunderten: Einfache geometrische Gebilde, Bausteine, Puppen und Kostüme. Der Rest oblag unserer Fantasie.

Ich nahm meinen gewohnten Platz neben einem Jungen ein, den ich schon mein ganzes Leben kannte. Er interessierte sich anders als ich fürs Angeln und Jagen, wodurch wir selten – trotz unserer langen Freundschaft – auf gemeinsame Hobby kamen. Das Sammeln von »Dingen« war eines davon. Während ich allerlei alte unlesbare Papiere und Symbole sammelte, hortete er bei sich daheim Dutzende von kleinen Angelhaken, Messern und Münzen, das meiste davon aus der alten Welt, und aus dem Schutt der verbrannten Städte gegraben. Oft gab er mit der Unversehrtheit seiner gefundenen Gegenstände an, und oftmals hatte er recht: Ein Trinkglas oder Keramikbecher, der keine oder beinahe keine Risse zeigte oder dem Splitter fehlten, war eine ganze Menge Wert. Manchmal imponierten wir uns gegenseitig mit dem Zustand unserer Sammelobjekte: Ich zeigte ihm eine vollständige noch weiße Seite Papier aus einem Buch, bedeckt mit klar lesbaren Buchstaben; und er blitzte mit einer Münze in meine Augen, die wie frisch gepresst aussah, und die er vorsichtshalber sogleich wieder in seiner Tasche verschwinden ließ.

Was mich anging, erschien mir die Entzifferung der unlesbaren Schriftzeichen lohnenswerter. Unweigerlich stammten sie von den Menschen, die diese Orte vor uns bewohnt hatten. Denn immer wieder zog ich kleine Schilder, Buchseiten oder Zettel aus dem Schutt und entfaltete sie. Manchmal konnte ich die Wörter buchstabieren und damit lesen, manchmal erkannte ich nicht einmal die Schriftzeichen oder wusste, wie herum das Schriftstück zu halten sey. Sogar ganze Bücher soll es geben, die in merkwürdiger Sprache geschrieben wurden und die niemand lesen kann. Ein paar Mal ging auch ich zu einem der selbsternannten Gelehrten, die man heutzutage vielerorts findet, und zeige ihm die Papiere, damit er mir von seiner Bedeutung sage. Doch kaum einer kennt die verlorenen Sprachen und Dialekte.

Es ist weniger der Mangel an intaktem oder wenigstens gut erhaltenem Vergleichsmaterial. Weit im Westen ist man bei Ausgrabungen auf ganze Bibliotheken gestoßen, in denen Hunderte unversehrter Bücher lagen. Aber was nützen so viele Bücher, die in jener Sprache geschrieben sind, die niemand lesen kann?! Da können die Dokumente in bestem Zustand sein und sind doch nichts wert, wenn sie niemand versteht. Es sind einfach zu wenige übrig, zu viele gestorben seit damals.

Genau hier setzte auch unser Unterricht an. Neben dem Unterricht in Biologie, in welchem wir verschiedene Getreidesorten zu unterscheiden lernten, gab es auch so etwas, das sich am besten mit »Kartografie« übersetzen lässt. Darin wurden uns – und das war in jeder Schule gleich, die ich und meine Schwester je besucht haben – topografische Karten der nächsten Umgebung vorgelegt, manchmal sogar regionale Karten, die bis zur nächsten größeren Stadt reichten. Man zeigte uns die Karten der alten Welt und dann solche, die neu gezeichnet werden mussten. Deutlich zeigten die Kinder auf eine anders liegende Küstenlinie auf die Frage, was sich verändert habe. Manche erkannte auch, dass es auf der Originalkarte noch ein Dutzend Städte gegeben hat, auf der heutigen aber nur noch vier liegen, die zudem sehr viel kleiner umrandet sind.

Besonders spannend finde ich den Teil, wenn ein drehbarer Globus auf den Tisch gestellt wird, von denen es nun wirklich nicht mehr sehr viele gibt. Mich fasziniert, dass der Planet auf dem wir leben, rund sein soll, obwohl draußen alles flach aussieht. Es gibt riesige Landmassen und unüberschaubare Meere. »Das sey jetzt aber nicht mehr genau so«, erzählte uns die Lehrerin und verwies auf die Polkappen und mit Nachdruck auf das zentrale Asien, wo mit einer roten Strichellinie ein Oval eingezeichnet war, etwa im Osten eines Ortes namens Kasachstan. Das Oval erschien mir geradezu riesig, nachdem man mir erklärt hatte, auf welchem winzigen Punkt sich die Schule und unsere Siedlung zusammendrängt. Mit einer Fingerspanne messe ich nach und sehe uns weit-

ab dieses besonderen Ortes. »Ja!«, betont die Lehrerin, »Unsere Vorfahren waren in Sicherheit. Sie waren zu weit entfernt, um von den Feuerstürmen erfasst zu werden. Die Dunkelheit jedoch legte sich über alle Teile der Welt.«

Genau genommen wusste auch sie nichts über die wahren Umstände. Sie redete auch nur das nach, was sie in den Büchern gelesen hatte. Kein Mensch, der mir je begegnet ist, hat das Alter, diese Katastrophe als Überlebender miterlebt zu haben. Aber sicher war, und das bemerkte selbst ich, dass es Orte gab, zu denen man nicht gelangen konnte. Nicht, dass es meine Familie dorthin gezogen hätte. Aber selbst wenn man es wollte, musste man unweigerlich auf unüberwindbare Hindernisse treffen, Relikte der damaligen Katastrophe. Zerstörte Zufahrtsstraßen, Tunnel und Brücken. Verschüttete Pässe und Täler, hinfortgespülte Häfen.

Überhaupt war das mit der Fortbewegung so eine Sache. Nahezu alles musste zu Fuß getan werden, einige wenige hatten Pferde im Besitz, auf denen sie in weiter entfernte Städte ritten. Unsere Großeltern erzählten uns von Fahrzeugen, die man mit einer brennbaren Flüssigkeit betankte und dann wie von selbst dahinrollten. Das alles klingt für mich nach einer Welt voller Wunder, deren Zauberhaftigkeit uns verloren gegangen ist. Vor diesem bestimmten Tag muss es diese Fahrzeuge zu Millionen gegeben haben, heute sehe ich überall nur noch Schmiede und Wiederverwerter, die selbst Wasserrohre aus den mit Schutt begrabenen Häuserruinen zerren, um sie zu brauchbaren Sachen einzuschmelzen. Ob sie all diese Fahrzeuge aus Metall auch eingeschmolzen haben? Niemand erinnert sich oder dokumentiert irgendetwas. Alle bedienen sich nur aus den Resten der alten Welt; höhlen sie aus, ohne je aus ihr zu lernen.

Eine Weile später wechselte der Unterricht zu Mathematik. Vor allem auf Kopfrechnen wurde seit der Zeit meiner Großeltern Wert gelegt, denn die weltweiten Reserven an Papier wurden immer seltener und nur wenige hatten das Wissen geschweige denn die Technologie, brauchbares Papier überhaupt herstellen zu können. Da es sich nun sowohl bei Papier als auch Schreibwaren um Mangelware handelte, konnte man sich einfach nicht darauf verlassen, jemals eine Rechnung auf wertvollem Papier auszuführen. Stattdessen wurde das Kopfrechnen so weit vorangetrieben, dass sogar Kinder mühelos drei- bis vierstellige Zahlen im Kopf teilen und multiplizieren konnten. Was allerdings darüber hinausging oder dringend eine Niederschrift erforderte, etwa Wurzelgleichungen oder die Grundlagen der Geometrie an gezeichneten Formen, bleibt ungelern.

Dazu trat die Frage nach dem Sinn der Fähigkeit auf, welchen Vorteil oder Anwendungsbezug die Multiplikation vierstelliger Zahlen haben könnte. Vermutlich war das

wieder so eine Order *von oben*, in diesem Fall dem Weg des kleinsten Widerstands folgend und diesen auch noch in Stolz ausbauend. Sicherlich konnte man die Schüler über die Jahre so weit konditionieren, auch zehnstellige Zahlen im Kopf zu multiplizieren – aber wozu? Um uns mit irgendetwas zu beschäftigen und die Suggestion auszuweiten, es wäre sinnvoll, so banal es einem erscheint? Als würde man ein Register über jedes Sandkorn der Welt anlegen und damit prahlen, dass jedes Objekt eine Katalognummer habe und Informationen über Rundungsgrad und Farbe gespeichert seien. Aber wozu das alles? In diesen Tagen scheint allein Geschichte, das heißt die Ergründung unserer Vergangenheit, von einzigem Wert und Faszination zu sein.

Überhaupt erschien mir einiges seltsam an der uns gelehrten Menschheitsgeschichte: Vieles war nach dem Impakt verloren gegangen – Städte brannten, Gebäude stürzten ein. Was nicht begraben wurde, fiel dem sich anschließenden weltweiten Chaos in Industrie und Infrastruktur zum Opfer. An wichtigen Knotenpunkten wurden Übertragungsleitungen unterbrochen, im Umfeld der durch die Katastrophe bedingten Anarchie fehlte es an Ingenieuren und Wartungspersonal, kurz: beinahe alles in digitaler Form gespeicherte Wissen ging verloren und konnte auch in der Nachzeit nicht wieder zurückerhalten werden. Bücher und in Gehirnen gespeicherte Informationen wurden wieder – wie vor Jahrhunderten – allgegenwärtig und waren gefragt. Es mag unglaublich klingen, aber es lässt sich wohl gut nachvollziehbar rekonstruieren, dass es in den ersten drei Jahren nach dem Impakt beinahe keine Elektrizität auf dem Planeten gab. Weltweite Ersütterungen, Brände und allem voran der Niedergang von Asche-Partikel-großem Auswurf beschädigte Versorgungswege, Industriezentren und die großen Metropolen. Kritische Katastrophengebiete, die nahe dem Impakt-Areal lagen, konnten nur schlecht erreicht werden. Auch die Unterbrechung des weltweiten Kommunikationsnetzes – das vor allem des Betriebs von Satelliten bedurfte, die aber durch dicke atmosphärische Asche nicht erreichbar gewesen sind – behinderte die sofort notwendigen Rettungsmaßnahmen als auch die spätere Koordination zwischen den einzelnen Staaten und die noch später folgenden Wiederaufbauprogramme.

Was wir vor dem Impakt wussten, wurde nun mündlich weitergegeben. Das Vertrauen darin, der Technologie die Verwahrung des menschlichen Wissens anzuvertrauen, erschien all jenen, die alt genug waren die immensen Folgen des Impaktes wahrzunehmen, nunmehr höchst fahrlässig und riskant. Die ausufernde Anpreisung des technologischen Fortschritts im beginnenden 21. Jahrhundert wurde mit einem Mal erstickt: Der Mensch vergaß für eine Weile seine als Probleme erkannt geglaubten Streitigkeiten und Missstände, und wandte sich – gleich jedem Naturvolk – wieder der Ausprägung seiner Sinne, der Familienbande und direkten Nutzung der ihm umgebenden, natür-

lich wachsenden Gegenständlichkeiten zu.

Der mich ein jedes neue Mal unterfordernde Mathematik-Unterricht gipfelte dieses Mal in mündlichen Fragen: »Wenn du vom Zeitpunkt 0 der neuen Zeitrechnung 100 Jahre abziehst und wieder 15 dazuaddierst«, wollte die Lehrerin von einer Schülerin wissen, »Wie viele Jahre liegen dann zwischen heute und *jenem* Tag?« Sie starrte konzentriert an die Zimmerdecke und nannte keine drei Sekunden später das Ergebnis. Es stimmte, doch war ich bereits mit dem letzten Wort der Frage auf den korrekten Wert von 250 gekommen.

Genau genommen war es vermutlich nicht der korrekte Wert, denn kein Mensch konnte den exakten Tag in diesem oder jenem Monat des Jahres X wiedergeben. Nach dem Ausfall der meisten elektronischen Systeme und spätestens nach der monatelangen, sonnenverdeckenden Einhüllung durch einen grauen Fallout-Himmel konnte man behaupten, die Überlebenden hätten *sich verzählt*. Auch das mag wie so vieles unwahrscheinlich und lächerlich klingen – aber nach einer Katastrophe, die in diesem Ausmaß der Menschheit nur ein einziges Mal widerfährt, erscheinen auch die lächerlichen Dinge sehr real und überraschend ernüchternd.

Was unserer Generation unvorstellbar erscheint, muss ebenso für die vor Jahrhunderten durch die Hiroshima-Bombe Ermordeten unvorstellbar gewesen sein. Und doch ist es passiert. Die Zeit hat dahingehend leider die unangenehme Eigenschaft, dass im Zuge neuer, aktueller Ereignisse das unfassbare Geschehen in Vergessenheit gerät, bemitleidet, nicht mehr ernst genommen, und schließlich dessen Wahrscheinlichkeit bezweifelt und zuallerletzt verleugnet wird. Resultat ist, dass die Menschen – aus schlichter Lebensgewohnheit heraus – dasjenige als Spinnerei verlachen, das als gewaltiges Unglück vorausgesagt wird.

Nach der Schule sitze ich noch eine Weile draußen an meinem Lieblingsplatz und warte auf den Sonnenuntergang. Ich stelle mir ironischerweise vor, wie sich die Überlebenden des Impaktes damals Wochen und Monate lang in ihre unterirdischen Bunker und Stellungen, Verkehrstunnel, U-Bahn-Stationen, Keller und die Kanalisation zurückgezogen haben und im Warten auf die wiederkehrende Sonne verhungert sind. Wie sie den Unterschied zwischen Tag und Nacht nicht wahrnehmen können, oder – abgelenkt durch den Kampf ums Überleben – gar nicht die Muße finden, die Tage zählen zu wollen. Mehr und mehr erscheint mir plausibel und nicht nur unvorstellbar, weshalb so wenig aus dieser Zeit dokumentiert worden ist.

Gerüchten zufolge sollen in der dem Impakt folgenden Monatsdekade ebenso viele Per-

sonen verhungert, erfroren und durch anarchistische Aufstände umgekommen sein, wie durch die unmittelbare Wirkung des Impaktors selbst. Die Historie von Lyrion schreibt dazu:

Geschockt und erstarrt durch den Aufschlag des Planetoiden und mit der unverkennbaren Nachfolge seiner Zerstörungen einhergehend, zerfielen die industriellen Strukturen der auf Nord- und Südhalbkugel vertretenen Großkonzerne innerhalb von Tagen. Insbesondere die Nachschubliefierung von Treibstoff zur Instandhaltung des Lastkraftwagen-, Flug- und Schiffverkehrs blieb aufgrund der ungeklärten Katastrophenlage und wegen stündlich zunehmender Kommunikationsprobleme zwischen den Nationen untereinander nach nur zwei Tagen aus.

Die je nach Land angelegten Reserven konnten nur zum Teil ausgewertet werden, da Lagertanks und Flüssigkeitsdepots auf weltweiter Ebene beschädigt worden waren. Erhebliche Erdbeben und die damit verbundenen Untergrundverschiebungen ließen lagerstättenbezogene Tiefbohrungen zerbersten, die Quellen versiegten. Es kam zum Stillstand der Versorgung mit Nahrungsmitteln, Medizin und technischen Gütern. Allein in den Großstädten folgten durch Anarchie geleitete Aufstände, Plünderungen, unlöschbare Brände. Der ausgesetzte Betrieb von Feuerwehr-, Polizei- und Ambulanzfahrzeugen sowie der instinktive Trieb zur Flucht seitens der Bevölkerung resultierte in der Vermehrung des Chaos und unkontrolliert wachsender Anarchie.

Die religiöse Grundlage des Glaubens an ein Ende der Welt erfuhr neuen Aufschwung; Massensuizid und grundlose Gewalt wurde vielerorts beobachtet.

Und dies waren lediglich die einleitenden Worte zum Kapitel über die »soziale Degeneration«. Wann immer ich die Absätze überfliege erstaunt es mich, wie ungehalten die sonst hoch gepriesene menschliche Vernunft zu nacktem Wahnsinn ausartete, nur weil ein paar Tage oder Wochen lang nicht die gewohnten Verhältnisse vorherrschen, deren Abhängigkeit man erst in jenem Moment erkannte, als sie unwiederbringlich fehlten. Wie leicht und befriedigend es sich doch aus unserer heutigen Sicht einer weitgehend sicheren und befriedeten Welt über die Verrücktheiten dieser vorzeitlichen Barbaren echauffieren lässt. Aber würden wir uns als Menschen¹ als weiterentwickelt ansehen,

1 Dem Menschen scheint der Fluch anzulasten, trotz aller Bestrebungen zu Fortschritt und Soziologie, Kultur, Technik und Wissenschaft nie mehr zu sein als ein instinktiv reagierendes und durch Angst und Unkenntnis irritiertes Säugetier.

wären wir nicht klüger als die Toten.

Wenn ich abends bei Tisch meinen Vater frage, was ein Baum sey, kennt er keine Antwort darauf. Auch Mutter hat seit der Zeit ihrer Geburt niemals in einem Wald gestanden. Meine kleine Schwester Linny wirft in so einem Moment ein, die Fotografie eines Baumes sey im Schulunterricht herumgereicht worden. Gesehen habe ich das Bild auch – sogar solange behalten und angestarrt wie möglich, ehe ich es weitergeben musste. Nur: Was ist ein Baum wirklich? Es sey wie eine Strauch-große Pflanze, nur viel höher und mit dicker Rinde, erklärte man uns. Kein Mensch, den ich kenne, hat je einen Baum, geschweige denn einen Wald davon beobachten dürfen.

Auf der Fotografie steht ein Mann mit Arbeiterweste und Jeans neben einem solchen Baum und grinst durch seinen dichten Bart. Er sieht eigentlich ganz normal aus, wie einer aus unserer Siedlung! Aber das seltsame Ungetüm neben ihm ... – damals allgegenwärtig, heute nur noch in Relikt-Zonen zu finden, las ich in einem Buch. Als würde mir jemand ein Foto zeigen, auf dem ein Mensch neben einem ausgestorbenen Dinosaurier steht und alles ganz natürlich wirkt. Als habe man schon immer nebeneinander existiert.

Stattdessen sollen sich weltweit Grassteppen ausgebreitet haben, vorwiegend eine harte, langadrigte Wuchsform, die das wenige Nutzvieh oftmals nicht fressen will. Niedrige Büsche mit distelartigen Kugelblüten und fahlgrünen, nach Bohnen aussehenden aber nach Nichts schmeckenden Früchten, die wir *Pillas* nennen, wachsen fast überall und stellen eine unserer Hauptnahrungsquellen dar. Auch der Verzehr von Insekten ist nichts Ungewöhnliches und ergänzt das essbare Angebot in vielen Gemeinden. Als ich noch kleiner war, half ich oft mit, wenn bei der Abenddämmerung breite Netze über die Wiesen gezogen wurden, um darin allerlei zum Verzehr geeignetes Getier aufzusammeln.

Überhaupt hat sich die Tierwelt stark verändert, wenn man den Paläobiologen glauben darf: Gerade Insekten sind vielerorts zu einer nicht abwehrbaren Plage geworden; sie entwickelten sich massenhaft in den zahllosen Kadavern der verendeten Lebewesen dieses Planeten und verbreiteten sich in Lebensräumen, in denen sie zuvor durch Insektenfresser auf stagnierender Populationsgröße gehalten worden waren.

Fast alle großen Säugetiere, die ich ebenfalls nur von Fotografien kenne, verendeten im dichten Fallout oder durch das Fehlen nachwachsender Futterpflanzen. Wie erwartet, verhungerten die sich ohnehin an der Grenze zum Aussterben befindlichen Raubsäuger aufgrund ausbleibender Beutetiere. In einem Biologie-Buch stand dazu einmal

eine kleine Kolumne, die im Jahr 77 n. I.² aufgezeichnet wurde:

Die großen Landsäuger des afrikanischen Kontinents, auf dem besonders viel Fallout niederging, sind verschwunden. Skelette, ausgestopfte Museumsexponate, Jagdtrophäen und Fotografien erinnern an ihre Form, Schönheit und vergangene Lebendigkeit. Grabende Säuger und Nager sind etwa zur Hälfte ihrer Diversität dezimiert worden, wobei diejenigen begünstigt worden sind, die in Gebieten mit zunehmender geografischer Breite zum Äquator lebten. Insektenfressende Säuger wie der Ameisenbär sind auch heute noch zu finden.

Eine der auffälligsten Anpassungen wurde beim Pferd beobachtet, das auf dem amerikanischen Doppelkontinent gänzlich ausgestorben zu sein scheint: Die wenigen weiterhin erhaltenen Formen aus Nord- und Westeuropa zeigen wie ihre prähistorischen Vorfahren Zweigwuchs und sind nunmehr zum Reiten oft zu klein.

Die seltenen Formen wichen den sich in jedem Lebensraum Zurechtfindenden und allesfressenden Tieren; Große starben zugunsten der Kleinen aus; die weitverbreiteten Aasfresser erlebten einen kurzzeitigen Aufschwung, verendeten später aber trotzdem, so die Hyäne. Was verhungerte, wurde selbst zur Nahrung. Was anderen Lebewesen nachstellte, aber keine Beute fand, wurde zum Kannibalen. Letztlich wurde ausgetilgt, das sich nicht auf Dauer von Gras oder Insekten ernähren konnte oder wollte.

Da ich hin und wieder auch ein echtes paläontologisches Buch zu lesen bekam – eines aus der Zeit vor dem Impakt – erwarb ich mir das Privileg bezüglich der Dokumentation der biologischen Vielfalt und den Vorstellungen über deren Lebensweise Vergleiche anstellen zu können: Viel war es nicht mehr, das die Beschreibungen des heutigen Zustandes unserer Tier- und Pflanzenwelt von denen der Paläontologen unterschied. Da hieß es beispielsweise in einem der älteren Bücher, dass riesige Faultiere durch die Landschaften Südamerikas gewandert seien. Ihre Nahrung wäre diese und jene gewesen; sie hätten zusammen mit Räuber X und Vogel Y gelebt. Auch wenn es sicherlich so etwas wie Hinweise gegeben hat, das die Autoren der damaligen Zeit zu solchen Rückschlüssen und oftmals auch nur nackten Spekulationen antrieb; so verhält es sich mit den Texten der Biologen unserer Zeit ebenso. Es solle diese und jenen Jagdbestände gegeben haben, vorzugsweise in der Nähe einer Lichtung oder auf Äckern lebend. Bestimmte Fische seien zum Laichen flussaufwärts geschwommen, einige Vögel haben

2 n. I. = nach Impakt

sich ausschließlich von Samen der Pflanze Sowieso ernährt, andere allein von Insekten und Spinnen. All das mag schlüssig klingen – aber gibt es wirkliche Beweise dafür?

Man muss hierzu verstehen, dass die Biologen unserer Tage anders arbeiten als die vor dem Impakt lebenden Forscher: So dokumentierten jene was sie sahen und anfassen konnten. Es ließ sich damit experimentieren. Biologen von heute sind eher so etwas wie Archivare: Sie lassen sich von Leuten Geschichten erzählen, die sich entweder selbst zu erinnern glauben oder einfach eine Legende wiedergeben, die sie von ihren Großeltern gehört haben. Die Biologen notieren dann alles und ziehen aus *dieser* Datengrundlage ihre Schlüsse. Keiner von denen hat selbst Papageien oder eine Hirschkuh gesehen, oder einen gelblichen Adler mit Hakenschnabel, der Hasentiere greift. All das liegt weit in der Vergangenheit, ist nicht überprüft, kann nicht überprüft werden, kann erfunden sein, ob absichtlich oder unabsichtlich.

Lange Zeit wurde auch vermutet, dass sich die meisten der vor dem Impakt in den Ozeanen lebenden Tiere weit in die Tiefsee zurückgezogen haben. Nachdem die großen Schelfe um Asien und Westafrika trockengefallen waren und auch die aus dem Nordmeer und dem Südpazifik bekannten Schwammkolonien und Korallenriffe aufgelöst beziehungsweise sich bis auf ganz wenige Arten in die tieferen Bereiche zurückgezogen haben, folgten denen einige der bekanntesten Fischschwärme, die bislang dem Menschen zur Nahrung gedient hatten. Wer zum Fischen ausfuhr, musste tiefe Netze legen, um auch nur ein paar wenige essbare Krebse oder Fische mehr oder weniger zufällig zu erhaschen. Was von der bereits zuvor auf einem Höchststand befindlichen rücksichtslosen Überfischung noch übrig geblieben ist, löschten die klimatischen Veränderungen infolge des Impaktes innerhalb weniger Jahrzehnte aus. Was noch zum Leben bereit war, verzog sich in die unerreichbaren Abgründe der blauen Weltmeere und lauert nun irgendwo dort unten; wartet auf die Chance wieder hervorzukommen, wenn auch der letzte Mensch verreckt ist und die Welt zum Atmen endlich wieder freigibt.

Jahrelang hatten die griesgrämigsten Kritiker geglaubt, die Menschheit würde sich eines Tages selbst wegsprengen. Waffen und Anlass dazu gab es genug; mehr noch erschien es wie ein Wunder, dass es so lange dauerte. Als dann dieser etwa 3 km große Planetoid sich in die Erde Mittelasiens bohrte und dabei einen etwa 85 km breiten Krater-Riss hinterließ; als an diesem Tag Hundert Millionen Menschen mit einem Mal starben und Dutzende Millionen mehr in den wochenlang wütenden, weltweit ausgelösten Bränden veraschten; als noch viele Millionen mehr in den sich anschließenden Monaten und Jahren beim Kampf um Nahrung und Wasser ihr Leben ließen; als die Menschheit bis zum heutigen Tag auf nur wenige hunderttausend Personen zusam-

mengeschrumpft ist und als einzige auf diese Zeit zurückzublicken imstande ist ... – an diesem Punkt sehen wir klar und ungeschönt.

Wir sind verwundert: Dass es ein Grund *von außen* war, der uns Menschen den Garaus machte; dass wir nicht sagen können, ob wir Menschen die Lebewelt und Umwelt vor dem Impakt zur Ausrottung und Vergiftung verhalfen oder es der Impaktor war; dass alles so schnell und simpel verloren gehen kann. – Von komplexen Nahrungsnetzen war die Rede, die sich selbst heilen und aus denen das Leben entspringt. Tritt eine Art beiseite, steht eine andere bald am gleichen Platz. Verdrängung und Aussterben schafft neuen Raum für frische Diversität. Wo die Erde brennt, da wächst viel Neues auf dem mit Nährstoffen angereicherten Boden und so weiter.

Gebrannt hat die Erde allemal. Doch hat sie alles zu nutzloser Asche verglüht, die menschlichen Leichen mit allem anderen verschmolzen und eingebacken. Hat zerstört, was bewohnbar oder essbar war. Hinterließ ein wurzelloses Volk, das seine Vergangenheit nicht mehr kennt und fast sein gesamtes Wissen eingebüßt hat. Wie auch die Natur sich gleich vor Millionen von Jahren langsam das Land zurückerobert, so beginnen auch wir Menschen nur langsam wieder zu lernen und die Prozesse neu zu begreifen, die wir einstmals schon verstanden hatten.

Was ehemals als abwertend galt, wurde relativiert: Jede kriegerische Dreckigkeit, all die gesellschaftliche Ausnutzung, die Habgier nach Rohstoffen, die Misshandlung der Umwelt und der Armen, die arrogante und unberechtigte Aufteilung der Welt und des Universums; die schlicht unermessliche Verwerflichkeit allen menschlichen Tuns – innerhalb eines Tages war nichts mehr davon da. Das erstaunt umso mehr als dass man immer davon ausging, der Mensch würde auch weiterhin seinen primitiven und daher zerstörerischen Instinkten folgen, egal wie wenige von ihm übrig seien, und sey es nur ein einziger. Doch keiner der heute Lebenden, sey es aus Mangel an Vertrauen in die eigene Spezies oder Mangel an Wissen, beansprucht diese Welt oder kämpft für sich. Die Menschheit ist ruhig geworden, als habe eine gewaltige Macht dem sich wie ein Kasper auftanzendes und aufschreiendes Kind eine globale Ohrfeige gegeben, nach jener wieder Besinnung einkehrte. Und genauso verhält sich die Menschheit derzeit: Ist besonnen und weitgehend vernünftig, kraftlos, ohne Überblick und ohne Führung. Ob sie nun dieses Verhalten beibehält oder bei fortschreitender Kräftigung in Wirtschaft und Gesellschaft abermals auflebt, das werden die Jahrhunderte zeigen. Dem planetaren Zustand käme zumindest zugute, dass zu wenige von uns übrig sein könnten, um überhaupt jemals wieder aufzubäumen.

Morgendämmerung

Mutter nannte mich nach einem meiner Vorfahren mit dem Namen »Hafgan«. Es handelte sich um denjenigen Vorfahren aus mütterlicher Verwandtschaftsline, der den Impakt miterlebt hat, ihn sogar *überlebt* hat und noch einige Jahre später auf der brennenden Erde herumgelaufen sein soll. Eine Zeit lang war es eine Mode, sein Kind nach einem Verwandten aus der Impakt-Generation zu benennen. Damit wollte man die Gestorbenen ehren, ihnen sein Mitgefühl zeigen. In neuerer Zeit kommt man davon wieder ab. Vermutlich erkennen viele in Anbetracht ihres eigenen Leidens die Verlogenheit hinter dem sogenannten Mitgefühl vor längst Verstorbenen. Vor Menschen, denen man nie ins Gesicht geschaut hat, niemals ein Wort mit ihnen redete. Das sind Tote, deren Ableben man weder verschuldet hat, noch je hätte verhindern können. Ich persönlich sehe nicht ein, für solche zu fühlen, die ich nie gekannt habe. Und sowieso ist deren Leiden nun auch das unsrige – wir, die sich aus den Trümmern dieses Planeten am Leben halten müssen.

Vieles wurde über die Jahrzehnte zu Geruhsamkeit verkehrt; das Streben nach Profit und Einfluss hat sich grundlegend gewandelt zu einem Streben nach Wissen, »der Neu-Erkenntnis des Vergessenen«, wenn man so will. Geldwirtschaft hat sich zu einer ursprünglichen Tauschwirtschaft zurückentwickelt. Jedweder Versuch der Wiedereinführung eines immer gleichartigen Tausch-, das heißt Zahlungsmittels wurde wiederholt unter der (regionalen) Bevölkerung abgelehnt, wie wir in der Schule gelernt haben. Solange der Mensch für sein tägliches Essen hart arbeiten muss, zeigt er nur marginales Interesse am Handel abseits seines Wohls oder die Anhäufung nicht essbarer und auch sonst für nichts zu gebrauchender Dinge wie Münzen. Ohnehin landet das meiste relativ reine Metall bei einem Schmied, der es einschmilzt und Werkzeuge für Reparaturen, den Hausbau oder die Feldarbeit herstellt. Aber ich kann natürlich nur für unsere eigene Siedlung sprechen. Wer weiß, vielleicht hat sich irgendwo schon wieder die Geldwirtschaft etabliert, die ich mir auf Basis meiner Lebenserfahrung aber ebenso wenig vorzustellen weiß wie ein aufgeklärter Mensch der Impakt-Generation sich auch nur vage ein Bild davon machen konnte, dass primitive Kulturen vor Jahrtausenden einem einzigen Herrscher bis zum Tod gehuldigt haben.

Auch wenn mir unbekannt bleibt, wie angenehm oder verwerflich das Leben früherer Menschen gewesen sein mag, möchte ich doch hervorheben, wie *richtig* mir das diese erscheint. Die Arbeit ist mühselig, beinahe kein Tag vergeht, an dem man nicht durch sein Handwerk oder die Bestellung der Felder ins Schwitzen gerät oder sich vor Rückenschmerzen ausstrecken muss. Heilen an einer Stelle gerade Schwielen und Blasen ab, werden an anderer Stelle neue entstehen. Für die Körperpflege bleibt ohnehin nur

wenig Zeit, vor allem für diejenigen, die ihre Familie als Bauern ernähren. Doch auch wer sich als Gärtner, Lagerverwalter, Koch, Töpfer, Zimmermann, Ingenieur oder Wäscher verdingt, kommt selten sauber nach Hause.

Der Schmutz und die Wunden in Händen und Gesicht als Beweis für harte Arbeit und als Mahnmal für ständiges Streben. Es ist die Bürde, die uns auferlegt wurde und die jeder von uns zu zahlen bereit ist. Auch ich helfe meiner Familie täglich nach der Schule im Haushalt oder auf dem Feld (und gilt es nur dem Verräumen von großen Ackersteinen), und empfinde dies weder als Belastung noch Verlust meiner privaten Freizeit! Viel zu sehr hat unsere Generation verstanden, wie wichtig der Zusammenhalt – und mehr noch – die uneingeschränkte Teilung von Wissen, Ressourcen und Arbeit für unser aller Überleben ist.

Zugegeben, eine derartig fortgeschrittene Verhaltenskultur hätte damals auch nicht verhindert, dass der Planetoid einschlägt. Aber es ist wie mit allen visionären und vernunftbehangenen Dingen: Tue sie und tue sie bis zum Tod, ohne darüber nachzudenken. Ein Greis, der jeden Tag sein Herz in der Brust stechen spürt und ahnt, dass seine letzte Stunde bald gekommen ist, und sich *trotzdem* jeden Tag eifrig und pflichtbewusst seinem Tagewerk widmet – anstatt sich jammernd ans Krankenbett zu binden – der hat verstanden, worum es im Leben geht: Nämlich um die Akzeptanz unveränderlicher Dinge im Rahmen der Erkenntnis, lediglich eine ihm zugewiesene »Hülle« zu bewohnen, die – mal besser, mal benachteiligter ausgelegt – allein dazu anregen soll zu beweisen, dass man trotz unterschiedlicher Voraussetzungen einander Gutes tun soll, ein Vorbild sein und im vernünftigen Einklang mit der Umwelt zu stehen habe. Wer soweit ist, der fürchtet auch den Tod nicht mehr. Und genauso bin auch ich: Die Menschheit mag im Zuge der Geschehnisse an Wissen verloren haben, verhält sich nun aber auch so, wie sie es alle Zeiten vorher – die an luxuriösem, materiellen Überfluss und sozialem Kontrast überliefen – hätte tun sollen. Wir sehen zwar noch aus wie vor vierhundert Jahren; aber unsere Ziele sind ganz andere.

Genau genommen sehen wir nicht mehr genauso aus wie vor vierhundert Jahren: Einmal kam ein Mann ins Dorf und hatte ein Bündel Zeichnungen dabei. Darauf zu sehen waren Menschen aus anderen Regionen der Welt, und einige Gruppen hatten sich offensichtlich sehr verändert oder vielmehr *angepasst*. Ganz im Süden wurden viele Menschen und deren Nachkommen kleinwüchsig als Folge der in der Luft liegenden schädlichen Aerosole: So hatte man sich der ungenügenden Reinheit der Atemluft ergeben; indem Jahre lang nur kleine Atemzüge vollzogen werden konnten, war nun auch das ausgedehnte Wachstum, sogar übermäßiger Muskelwuchs nachteilig für die ohnehin

nur geringe Luftversorgung des Körpers. Die Körpergröße schrumpfte von Generation zu Generation und die heute in dieser Region lebende Gruppe soll wohl ganz gut damit zurechtkommen.

All das bin ich verdammt zu glauben. Ich sehe die mit einem öligen Stück Kohle auf altes Papier geriebenen Zeichnungen und glaube, was dazu gesprochen wird. Es offenbart sich mir nämlich keine Möglichkeit, mich selbst von der Wahrheit zu überzeugen, das Wahrheitliche mit meinen eigenen Augen zu sehen und es erst dann zu glauben. Stattdessen befinde ich mich in einem Strudel aus Unglückseligkeit der auf Leiden fußenden Beobachtung und einem Richtwert für Vernunft, der nur allzu oft überstrapaziert wird. Genügsame Gemüter lassen sich von dem Vorgespielten gern umgarnen und sprechen durch ihr Weitersagen die Unwahrheiten wahr. So entstehen Legenden und Märchen, das verstehe ich. Aber als jemand, dessen Verstand eben nicht geneigt ist, jedem Wort Glauben zu schenken, fühlt man sich in Anwesenheit der Schafe stets ausgeschlossen. Überlegen aber allein. Durch die Überlegenheit bescheiden und treu, aber auch wachsam und unbeugsam. Mir käme nie in den Sinn, jemandem meinen Willen aufzuzwingen geschweige denn ihn seiner Lebensweise wegen zu denunzieren. Von Vater habe ich gelernt, dass die »Guten« nicht jene sind, die andauernd *Gutes* tun. Sondern sie werden erst dann zu den »Guten«, wenn sie sich gegenüber ihres ärgsten Peinigers noch immer gnadenvoll und gerecht verhalten, auch wenn sie wissen, dass ein solcher Schlimmeres verdient.

Aber letztlich sehe ich die Welt anders, auch wenn ich nur ihre Nachgeburt kenne und wie eine Made in ihr lebe. Die »schöne blaue Kugel« ist schon längst nicht mehr so wie in den Büchern geschildert. Das alles ist Vergangenheit und liegt fern meinem Erreichen oder unablässigen Streben.

Man darf uns einfaches Volk nicht nach unserem Äußeren bewerten, denn es entspricht dem Besten, das wir zu erhalten vermögen. Wir sind Vagabunden und doch nur dem Wort nach. Wir tragen keine zerrissenen Kleider, hausen in Pappschachteln oder essen Hundefutter, wie es sich so mancher Klischee-geneigte vorstellen mag. Ganz im Gegenteil: Unsere einfache Lebensweise führt uns zu den Tatsachen des Lebens in einer Gemeinschaft zurück. Arbeit gibt es im Überfluss, es gibt keine Schmarotzer oder elitären Bevölkerungsschichten. Jedweder Bürger nimmt eine bemerkenswerte Gleichartigkeit ein, die sich auch in der Kleidung manifestiert: Von den Jahrhunderte lang praktizierten Neigungen zu modischer Abwechslung verfährt man nun entsprechend der begrenzten Ressourcen und verschwendet keine Minute und keinen Klafter Stoff für Experimente. Kleidung ist wärmend und funktional. Es gibt keine »überflüssigen« Acces-

soires, keine äußerliche Individualität.

Was dem Menschen vor dem Impakt noch wie eine Vorform einer endlos tristen Gesellschaft erscheinen wird, ist für uns kein Grund für Trübnis: Ohnehin haben die Menschen vermehrt gelernt sich auf andere Dinge zu konzentrieren. Der Fremde wird nicht länger nach Kleidung oder anfassbaren (und stehlbaren) Reichtümern bewertet, sondern nach Freundlichkeit, Gutmütigkeit und Fleiß. Im Gespräch achtet man vertieft auf Mimik und Wortwahl, woraus sich – jedenfalls nach unserer Meinung – mehr ableiten lässt als aus dem Namen, Familienstand und Herkunft.

Das Essen ist rationiert, aber gesund und gut, hin und wieder kommt sogar etwas Besonderes auf den Tisch. Auch die Behausungen unserer Siedlung unterscheiden sich von Nachbarn zu Nachbarn kaum: Einfache, dem regionalen Klima angepasste Behausungen aus Blech und Holz befallen meist eine oder zwei Familien; im Dorf gibt es keine »besseren« oder »schlechteren« Behausungen; man achtet aufeinander. Wie ich sagte, haben sich die Ziele der unsrigen Menschheit grundlegend gewandelt. Das Tragen gleichartiger Kleidung, die Bewohnung einfacher Beschläge oder der Verzehr schlichter, mehr oder weniger nahrhafter Lebensmittel ist für uns kein Grund, über eine Änderung der Gegebenheiten nachzudenken. Stattdessen nutzen wir die uns gegebene Tageszeit wahrscheinlich viel intensiver noch als die Menschen vor dem Impakt: Während die Erwachsenen ihrem Handwerk, der Verwaltung oder Feldarbeit nachgehen, lernen die Kinder und Jugendlichen in den Schulen von den Resten der alten Welt. Und wenn am Abend die Familie zusammenkommt und die Nacht anbricht, blickt man auf einen *erfüllten* Tag zurück, der das eindringliche Gefühl hinterlässt, die Menschheit sey wieder ein Stück weitergekommen. Und so ziehen wir unsere Stärke zum Überleben aus der Verrichtung von Tugenden; gewinnen Kraft aus der Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und sorgfältiger Arbeit. Und da eben diese Attribute unabhängig gültig sind von jedweder Religion oder Gesellschaftsordnung – gerade deswegen sind sie uns so wichtig.

Solange es die Menschheit gibt, solange glaubt sie an ein übergeordnetes Wesen, mit dem sie die Geschichte und den Grund ihrer Entstehung in Verbindung bringen, zu dem sie um Gnaden beten kann und der ihnen ein geistiger Führer ist. Das scheint allen Gläubigen gemein.

Gegen Ende der ersten Ära der Menschheit – damit ist diejenige Zeit gemeint, bevor sie durch den Einschlag eines massereichen Himmelskörpers auf der Erde kulturell und in bloßer Anzahl so weit reduziert wurde, dass man von einem »Massensterben« sprechen kann – war der größte Teil der Menschheit

trotz tiefgründiger und seit Generationen bestehender Aufklärung anhand wissenschaftlicher Kausalität beschreibbarer »unerklärlicher Phänomene« dem Glauben an eine Religion verfallen. Man unterschied Weltreligionen von Sekten und Naturvolk-Religionen. Die Religionen selbst, obwohl sie dem Gläubigen Schutz, Toleranz und Gerechtigkeit versprachen, erlaubten einander nicht zu existieren, was wiederholt zu Konflikten unter der Bevölkerung zweier unterschiedlicher Anhängerschaften führte: Die Gottheiten, deren Existenz sich nie beweisen ließ, als Auslöser für begreifbare und spürbare Gewalt. – Aus der Historie von Lyrion.

So soll es also damals gewesen sein mit den Religionen. Richtig barbarisch erscheint mir dieser Glauben. Wie kann man nur so fest an etwas halten, dass man zu Gewalttaten motiviert wird? Auch einige meiner Vorfahren haben zu einem bestimmten Gott gebetet, so wurde es mir von meinen Eltern erzählt. Heute kennt man nicht einmal mehr seinen Namen.

Überhaupt ist das Wort »Gott« zu einer bloßen Folge von Buchstaben verkommen, ein Phänomen übernatürlicher Offenbarung zu beschreiben, den Menschen zu leiten, ihn in seine Grenzen zu weisen. Heute wissen wir davon nichts. Was uns leitet, das nennen wir Moral, und bekommen sie von der uns vorgesetzten Generation. Das harte und karge Leben beweist uns tagtäglich sehr nüchtern, dass es so etwas wie übernatürliche Phänomene nicht gibt; der Glauben an ein dieser Sphäre zuzuordnendes Wesen überflüssig ist. Was uns erfüllt, das ist die Aufgabe der Arbeit, und das ist die Familie. Was an Kreativität und Entschlossenheit übrig bleibt, wird mit wissenschaftlichen Studien aufgefüllt. Ich mag zwar nicht für alle Menschen sprechen, aber ich fühle mich unheimlich lebendig und erfüllt.

Wir Menschen mögen einen Teil unseres Wissens verloren haben, doch sind wir Menschen der Zukunft. Und in den Augen der vor dem Impakt lebenden Personen sind wir denen sogar um Jahrhunderte voraus.

Ich behaupte nicht alles zu verstehen, aber halte ich mich für weiterentwickelt als alle Generationen vor mir. Ich glaube weiterhin, dass dies jede Generation der Menschheitsgeschichte von sich spricht, wenn sie auf die Vergangenheit zurückschaute. Welchen Moment in der Zeitlinie man auch immer herausnimmt, stets sey der gegenwärtige Zeitpunkt jener, der die Menschheit am fortschrittlichsten, am modernsten, am klügsten und mächtigsten darstellt. Und dann kam dieser Einschlag und relativierte wieder alles; brachte die überfliegenden Gemüter wieder auf die Erde zurück; unterbrach all jene, die von Überlegenheit schwärmten.

In dieser Hinsicht die Sozialität in der Familie und zwischen wenigen Mitgliedern einer kleinen Gemeinschaft bis in die nahe Perfektion getrieben zu haben, erscheint mir dabei gewichtiger als jeder technische Fortschritt. Genau genommen müsste man dem damaligen Impaktor dankbar sein, denn er war es erst, der den Übermut und verschwenderischen Ressourcenhunger der Erdlinge unterband und uns nun zu einer Lebensweise entwickeln ließ, die in gänzlichem Einklang mit der Umwelt steht.

Wie ich sagte, steht nicht mehr die Neuentwicklung von Technologie im Vordergrund, sondern vielmehr der Erwerb alten Wissens um des Lernens und Verstehens willen. Als würde ein Bibliothekar in einer längst vergessenen Truhe stöbern und ein Buch auffinden, das von wunderheiligen Rezepturen handelt, mathematischen Formeln zur Berechnung kompliziertester Vorgänge, ja sogar der Gewinnung von Energie aus Wasser und nacktem Felsgestein. Und der Leser würde das Geschriebene fasziniert und kurzweilig aufnehmen, dann das Buch zuschlagen, ins Regal stellen und sich bei einer Tasse Tee zurücklehnen, um in seinem durch Neugier am Leben erhaltenen Selbstbewusstsein darüber nachzudenken. Und nie würde er auf die Idee kommen, diese revolutionären und machtvollen Informationen gewinnbringend oder gar eigennützig zu verbreiten, noch würde jemals jemand an ihn treten, ihn danach zu behelligen.

Und mag ich auch die verfrühten Schlüsse ziehen – unsere Welt entspricht nicht länger der aus der Vergangenheit. Die Natur hat sich verändert, der Geist der Menschlichkeit. Was Jahrhunderte von Wert gewesen ist, verkommt nun unbemerkt unter den Trümmern der Städte. Die unimodalen sozialen Bauten, die der Mensch über Tausend Generationen aufgebaut hat, wurden nun neu bewertet und umgestellt; zur Überraschung der Genötigten mit einem Ergebnis, das durchaus das Dasein lebenswert werden lässt, ohne jeden Tag aufs Neue der Angst zu gehorchen, nach seinem Aussehen oder seinen Reichtümern auf die Waage der Werte gestellt zu werden.

Und auch wenn wir keine komplizierten Maschinen besitzen und wir nur einmal im Monat genug Treibstoff gesammelt haben, um unseren einzigen Stromgenerator für ein paar Stunden laufen zu lassen – was schadet das? Geht nicht jeden Tag die Sonne aufs Neue auf und lädt uns zum Verrichten einer nützlichen und sinnvollen Arbeit ein?

Haben wir nicht insgesamt mehr gewonnen als vor dem Impakt verloren?

Mittag

Nachdem der Impaktor im westlichen Asien aufgeschlagen war, veränderte sich die Oberfläche unseres Planeten. Sogar in Regionen, die auf der entgegengesetzten Seite der Planetenoberfläche lagen.

Die Gewaltigkeit des Universums, wenschon so viele Potenzen kleiner als der Planet uns zu Füßen, bohrte sich viele Kilometer in den Untergrund und warf die obersten Schichten der Erdkruste in die Höhe. Als habe man eine Zwiebel mit einer Gewehrkuugel gestreift, rollten unvorstellbare Gesteinsdecken beiseite und schmolzen unter der eintreffenden Energie zu einer neuen Landform fest. An angrenzenden Gebirgen rissen ganze Bergflanken ab und fegten in die Tiefe; Gipfel wurden durch die Schockwellen des Einschlags hinfortgeblasen. Was zuvor auf der Oberfläche gewachsen und gestanden war, fand sich nun darunter, verschüttet unter einem Brei, der ehemals eine bergige Landschaft bildete.

Wie die Schockwellen die Küsten erreichten, türmten sich hunderte Meter hohe Gebilde aus Wasser in die Höhe und schwemmten auf die vor ihnen liegenden Landflächen auf. Die Küstenlinie wurde vielerorts um Dutzende Kilometer ins Landesinnere verlagert; das eingeschwemmte Wasser füllte Senken auf, die uns heute als kleine Meere erhalten geblieben sind.

Nur wenige zählbare Sekunden nach dem Einschlag geriet die Welt in Brand. Mit einer Energie, die der Mensch nie imstande sein wird zu erzeugen, verglühte alles Leben im Umkreis von 2000 km zu Asche, was dahinter lag, wurde in Brand gesteckt; Bäume fackelten wie Streichhölzer innerhalb von Augenblicken zu Stümpfen herunter; Seen und Meeresbuchten verkochten unverzüglich zu Wasserdampf und Staub.

Keine topologische Karte der alten Welt zeigt das, was wir heute sehen. Was einmal war, ist gewesen. Die Gegenwart sieht anders aus. Wie nur konnten wir uns anmaßen, die Welle eines 20 m hohen Tsunamis, ein Erdbeben der Stärke 8, die durch das Übertreten eines anschwellenden Flusses überschwemmten Gebiete oder die Eruption eines mittelgroßen Vulkans mit 10 km hoher Aschewolke als »Naturkatastrophe« zu bezeichnen? In welcher Relation steht das zu den Folgen des Impaktes und der damit einhergehenden Reduzierung der ehemaligen menschheitlichen Bevölkerung auf ein Zehntausendstel? – Aus: Ifra-

dur, die neue Welt, 144 n. I.

Mit der Zeit bekam man den Eindruck, dass keinerlei Naturkatastrophen auf der Welt mehr stattfanden. Das lag natürlich nur daran, dass uns der Informationsfluss aus deren Ländern nicht mehr erreichte. In Wirklichkeit gab es noch immer hin und wieder einen Vulkanausbruch, die Plattentektonik stand ja nicht plötzlich still! Genauso traten auch jedes Jahr irgendwo auf der Welt Flüsse über ihre Ufer, es gab Waldbrände, Seuchen, Schädlingsbefall, Erdbeben und Meteoritenhagel. All das gab es auch weiterhin: Nicht die Welt und ihre Geschehnisse hatten sich verändert, sondern nur unsere Betrachtung derselben. Die Aufmerksamkeit nun auf unser eigenes Überleben fixiert, ergötzen wir uns nicht länger am Leiden anderer Völker, während wir im Fernsehsessel sitzen und Schokolade naschen.

Ich glaube, so ähnlich dürfte das Treiben damals gewesen sein. Zumindest herrschte wohl ein ausgesprochen perverses Bedürfnis der wohlhabenden Bevölkerung vor, sich an der armen, leidenden zu ergötzen oder wenigstens sich dadurch so zu sehen, dass man sich nicht schlecht, mehr noch dass man sich gut und überlegen fühlte. Eine der Auswirkungen des damaligen Kontrastes zwischen Arm und Reich, wie mir unsere Lehrer wiederholt vortrug. Heute sey das anders, es gäbe diese primitive Unterscheidung nicht mehr, jeder wäre betroffen und gleichermaßen in einer Situation, die zu bewältigen alles abverlangt würde. Wer sich als überlegen und dominant herausstellt, der wird ein akzeptierter Anführer werden; wer sich aber arrogant und überheblich benimmt, der wird verstoßen und ist damit dem Tod gewiss.

Da uns nicht länger die Kunde von Naturkatastrophen und leidenden Menschen aus anderen Teilen der Welt erreicht, wird unser Gemüt gewissermaßen von einer friedvollen Atmosphäre dominiert. Es scheint, als sey die Welt sicher, frei von Gefahren. Man müsse zwar hart für sein Essen arbeiten, hätte aber ansonsten nichts weiter zu befürchten; könnte, alle politischen und sozialen Grenzen ignorierend, die ganze Welt bereisen.

Ganz so einfach war es gewiss nicht. So verstanden wir die Prinzipien der Vorgänge und Phänomene auf diesem Planeten, nicht aber die Realität. So wussten wir zum Beispiel, dass ein Fluss immer in die gleiche Richtung fließt, bis hin zum Meer, wo er mündet. So viel zum Prinzip, das wir verstanden. Aber wie viele Flüsse gab es wirklich? Waren sie alle so breit wie jener, den wir nahe unserer Siedlung kannten? Gab es auch solche Sonderfälle, in denen das Meer sozusagen einen Flusslauf »hochkriecht«?

Die Informationen aus der alten Welt sind ausgesprochen dürftig, was mitunter die uns im Zaum haltende Naivität und Unwissenheit bedingt. Informationen wie die oben

Zitierte entstammen alten, schimmligen Büchern, die irgendeine unbekannte Seele mit zittriger Handschrift niedergelegt hat; die viele Male abgeschrieben und aus selten gesprochenen Sprachen übersetzt werden musste, ehe sie meine Augen lesen konnten. Mittlerweile ist nicht länger erkennbar, welche Information der Wahrheit entspricht und welche Passagen dazugedichtet wurden.

Solange ich denken kann, stehe ich deswegen vor einer unüberwindbaren Mauer der Selbstverkenning meiner Fähigkeiten: Ich will so viel mehr wissen, so viel mehr fragen. Aber niemand kennt Antworten, Bücher sind selten und enthalten in noch weniger Fällen belegbare Fakten. Über die Jahrhunderte ist der Mensch, oder vielmehr der jeweilige Autor eines Buches, dazu übergegangen, vermehrt seine in »apokalyptischer Ehrfurcht« abdriftenden Überlegungen den realen Beobachtungen vorzuziehen.

Die Dichte mancher Informationen lässt dagegen Rückschlüsse auf deren Wahrheitsgehalt zu. Beispielsweise wird in verschiedenen Schriften, und von verschiedenen Autoren der Krater des Impaktors als im »westlichen Asien« gelegen beschrieben, obwohl es für manche der Osten von Kasachstan gewesen sein soll, für andere die westlichen Regionen vor Madagaskar. Vielleicht gab es sogar zwei Impaktoren und beide Angaben über die Lage des Kraters stimmen? Vielleicht führt gerade diese letzte unkontrollierte Aussage zu eben jener Fehlinformationen, mit der ich mich seit Jahren abmühe.

Leider gibt es keine Möglichkeit, die Realität diesbezüglich zu überprüfen: Am besten wäre es, die Situationen auf einem Satellitenfoto nachzuschauen. Da es aber weder Elektrizität noch eine Infrastruktur zur Kommunikation mit Satelliten gibt, stehe ich erneut vor einer Mauer. Und selbst in die Region reisen und die Krater mit eigenen Augen sehen? Aber ohne Fahrzeug? Ohne Karten? Ich könnte nicht einmal sagen, in welcher Himmelsrichtung dieses Kasachstan liegt oder wie viele Wochen ich bis dahin reisen müsste!

Ohne dieses Wissen entstünde keine Neugierde und damit nicht der Trieb nach etwas zu suchen, das mich wahrscheinlich nicht einmal zufriedenstellen wird. Stattdessen begnüge ich mich mit dem, das ich habe, ganz nach dem Leitspruch: »Glücklich sind die, denen das ausreicht, das sie besitzen.« (Auch wenn sich dieser Satz ursprünglich auf Materielles bezog.)

Es schmerzt mich nur zu sehen, wie wenig geblieben ist, und wie viel wir vorher hatten, und es keinen Deut schätzten. Aus einem unleugbaren Wagnis heraus gierten wir nach noch mehr Wissen, noch mehr Reichtümern, ohne uns selbst zu verstehen. Was hätte sein können, was könnten wir sein? – Das sind die Fragen, die ich mir stelle.

Ähnlich muss es einem Menschen vor dem Impakt ergangen sein, der sich fragt, welcher Umfang an Wissen über die Jahrhunderte vor ihm verloren gegangen ist. Durch Kriege, Brände, Diebstahl und sonstige unglückliche Zustände. Ist da nicht jede noch so winzige Erkenntnis über uns Menschen und die Natur nicht unendlich wichtig, da sie doch – im Falle ihres Verlusts – vielleicht niemals wieder erarbeitet werden kann? Was ist, wenn ein Mathematiker der Antike eine Methode entwickelt hat, um komplizierte geometrische Probleme mit einer einfachen Überlegung zu lösen? Eine Methode, die so genial einfach ist, dass in der Neuzeit niemand an dieses Verfahren denkt oder jemals wieder ersinnen wird? Was wäre, wenn eine Abschrift davon auf eine Papyrusrolle gezeichnet worden ist und diese verloren ging, weil irgendjemand, der das Geschriebene nicht verstand, in einem besonders kalten Winter diese zum Heizen verwendet hat?

Wir werden nie wissen, was wirklich abhandenkam; oder was wirklich existierte, damit es uns verloren gehen konnte. Genauso sehen wir auf die Zeit vor dem Impakt zurück: Wir haben einen Verdacht; eine Vermutung, dass es unvorstellbar großes Wissen gab, aber uns nur ein Teil davon erhalten ist.

Ein gutes Beispiel für diese von mir oft betonte Unkenntnis ist unser medizinisches Wissen. Zu jeder Zeit in der Menschheitsgeschichte, in jedem Volk und jeder Kultur, jeder noch so kleinen Gruppierung aus vagabundierenden oder sesshaften Menschen gibt es jemanden mit medizinischer Kenntnis, einen Schamanen, Druiden, Arzt oder wie man ihn auch nennen will. Jemanden, der die Wunden der anderen versorgt und aufgrund dieser den anderen unzugänglichen »Heilkräften« eine gewisse Achtung erarbeitet hat.

Einen solchen gibt es auch unter uns, einen jungen Arzt. Im Grunde weiß niemand, ob er tatsächlich Arzt ist, oder es nur behauptet. Es interessiert auch nicht weiter, da er doch einer der wenigen ist, der an offenen Verletzungen des Brustraums operieren kann, etwas vom Einrenken von Knochen versteht und darüber hinaus auch noch eine Unzahl von Heilkräutern kennt, aus denen er Tee und Umschläge gegen Fieber, Schwelungen, Ekzeme, Zahnschmerzen und sonst was herstellen kann.

Dieses Wissen besitzen nicht viele, nun da es keine offizielle Ausbildung von Ärzten gibt, geschweige denn Produzenten von Medikamenten. Vor hunderten Jahren, sagte man mir, waren derartig Kräuterkundige gefürchtet und mit einem religiösen Gegenpol in Verbindung gebracht worden, sodass man sie verfolgte und schließlich tötete. Heute hätte man ganz und gar nichts gegen ein paar weitere Menschen, die das seit Jahrhunderten angesammelte Wissen über essbare und heilende Pflanzen nutzen und

weitergeben können.

Als die Welt damals ins Chaos verfiel, war an die Fortsetzung einer strukturierten Ausbildung von Ärzten nicht zu denken. Die noch stehenden und zugänglichen Krankenhäuser waren schnell überfüllt, Ärzte wurden in betroffene Gebiete entsendet, um den Sterbenden und Notleidenden zu helfen. Soweit nichts Besonderes. Aber da sich die Erdoberfläche nach dieser globalen Katastrophe nicht wie erwartet wieder »normalisierte«, war an eine Rückkehr in den gewohnten Alltag nicht zu denken, und somit auch nicht an eine Fortsetzung der den jungen Menschen eigenen Tendenz, einen Beruf zu erlernen.

Da man für Jahrzehnte allein ums Überleben kämpfte, nahm die Zahl der medizinisch Versierten mit der Zeit ab, bis letztlich eigentlich keine Ärzte mehr übrigblieben, sondern bestenfalls Krankenschwestern, Krankenpfleger und Hilfssanitäter, die gerade noch mit dem nötigsten Wissen ausgestattet waren: Dem Stoppen von Blutungen, der Herz-Lungen-Massage und so weiter. Was darüber hinaus ging, das führte kurzerhand zum Tod des Patienten. Selbst wenn sich jemand über starke Schmerzen im Bauchraum beschwert, könnte dieser rasch daran sterben, da niemand (rechtzeitig) erkennt, dass es sich um eine eigentlich relativ einfach zu behandelnde Entzündung des Wurmfortsatzes des Blinddarms handelt.

Als nach und nach die Ärzte mit langjähriger Erfahrung verschwanden, traf man auch immer seltener Assistenzärzte an, bis man letztlich nur noch über medizinisches Personal mit ganz grundlegenden Behandlungskennntnissen verfügte. (Viele Operationen ließen sich selbst bei Kenntnis der Behandlungsmöglichkeit aufgrund fehlender Sterilität oder zu einer Operation gehörenden Bestecke ohnehin nicht durchführen.) Es gab keine Helden, niemand »Wichtiges« überlebte, um die Geschichte weiterzuerzählen, oder sein Wissen weiterzugeben. Wenn erst die Lehrer sterben und das Geschriebene zum einzigen Lehrmeister wird, verblasst mit dieser »Methode aus der Not« auch die Seele des Gelernten, und damit jedweder weiterentwickelnder Impuls.

Mit den Ärzten und einer mehr oder weniger gesicherten Grundversorgung verschwanden auch sonstige gesellschaftlichen Strukturen. Ja, man kann es wirklich so nennen, dass unsere Gesellschaft »depolarisierte«, da kein Kontrast zwischen Gut und Böse mehr gegeben war. Weil sich fortan alles nur noch darum drehte, ums eigene Überleben zu kämpfen und im günstigsten Fall auch seine Familie zu beschützen, war eine Unterscheidung in böswilligen Vorsatz und Handlung aus einem Überlebensinstinkt heraus nicht länger möglich.

Wer an Waffen kam, hortete sie in großen Mengen, um sich selbst in ein sicheres Gefühl zu begeben oder diese Macht beim Plündern zu gebrauchen. Das waren anfangs jene Menschen, die auch regulär mit Waffen hantierten, etwa Polizisten, Soldaten, auch Straßenbanden. Innerhalb von nur ein paar Wochen – ich glaube, das hatte ich schon einmal beschrieben – fiel der Mensch in einen ursprünglichen, viel weniger entwickelten Zustand zurück. Als hätte man einem Menschenaffen ein Hemd mit Krawatte übergezogen. Der primitive Instinkt verleitete die Herumirrenden zum Hamstern von Gegenständen, zur Verleugnung ihrer über die Jahre angelesenen moralischen Prinzipien. Mord aus den niedrigsten Beweggründen war keinesfalls eine Ausnahme. Wir können uns das heute nicht mehr vorstellen, aber für eine riesige Gruppe von Überlebenden, die seit Tagen hungert und den Himmel nicht mehr sieht; die aufgrund ihrer aufgeprägten religiösen Vorstellungen ans Ende der Welt glaubt; oder jene Geister betrifft, die der Realität treu ergeben sind und im Chaos der sterbenden Welt um sie herum dennoch keine Hoffnung mehr finden – für all diese Menschen war es der reale Wahnsinn, der verarbeitet werden musste. Wenn man starb, kümmerte es keine Seele. Also wählte man die andere Richtung, das Leben, das zur damaligen Zeit für einen hohen Preis erkaufte werden musste. Ich glaube, deshalb war es auch damals so einfach, an einer verbrecherischen, gesetzlosen Zusammenhaufung aus Banditen und Mördern beteiligt zu sein: Weil es unerreichbar verlockend sein kann, ohne Gesetze oder Regeln tun und lassen zu können, wonach einem beliebt. Weil man nicht mehr arbeiten gehen *muss*, um zu überleben.

Hätte die ursprüngliche Gesellschaft ebenso einfach funktioniert, hätte es damals auch weniger Verbrecher und Verbrechen gegeben. Aber die Wahrheit ist, dass sich erst durch das katastrophale und doch natürliche Ereignis herausstellte, welcher Mensch zu welcher Gruppierung gehört: Während die einen ängstlich, hungernd und betend in irgendwelchen Kellerlöchern saßen und auf die ersten Sonnenstrahlen warteten, blühte die andere weniger zimperliche Gruppe auf, erkannte ihre Chance und akzeptierte die für sie offen stehende und nach einer neuen Ordnung schreiende Welt. Es gab nun keine Einteilung mehr in *reich* und *arm*, sondern in *Verbrecher* und *Nicht-Verbrecher*. Da das Prestige und der Reichtum jedweder Person auf den Grundstatus Null zurückgesetzt worden war³, verblieb allein diese von mir hier vorgestellte Kategorisierung. Und

3 Wer beispielsweise zuvor ein politisches Amt bekleidet hatte, war nun all dieser Macht beraubt. Denn wer ihn nicht erkannte, der achtete ihn nicht. Und wer ihn erkannte, der ignorierte seine Berechtigungen, da es ohnehin keine Möglichkeit gab, seinen politischen Status nachdrücklich zu etablieren. Wenn es um das Überleben geht, kämpft jeder für sich selbst. Zusammengefunden haben sich die Menschen in den ersten Jahren nur, um gemeinsam zu plündern und sich das Chaos der brennenden Welt zum Vorteil zurechtzulegen.

Anhänger beider Gruppen fanden sich unter den Reichen wie auch den Armen.

Glaubt man den historischen Berichten, fand diese Metamorphose zu einer viel primitiveren, anarchistischen Sozialstruktur so rasch statt, dass man den Eindruck gewinnt, der Mensch sey in seinem Inneren *tatsächlich* so widerlich und unmoralisch, selbstgefällig und egozentrisch, und all die vorgegebene soziale Ordnung einer befriedeten Welt, die sich um das Wohl der Bevölkerung anrührig sorgenden Regierungen, die künstlerischen Berufe, die Prahlerei mit Wissenschaft und Fortschritt, ja sogar die Reisen in den Weltraum entsprechen einem verlogenen, aufgesetzten und instabilen Konzept, das jederzeit und offenbar durch geringste Schwankungen ausgelöst in den vollkommenen Verlust aller menschlichen Werte zu kippen droht. Als würde man diese über die Jahrtausende gewonnenen Eigenschaften ständig hüten müssen; und lässt man nur einmal kurz das wachende Auge woanders hinschauen – schon ist alles wieder zerfallen.

Die Wahrheit ist: Wir Menschen sind furchtbar abhängig. Geradezu von *allen* Dingen. Dadurch entsteht wohl auch der instinktive Drang, alles besitzen und beherrschen zu wollen – um sich selbst am sicheren Ende dieser unbarmherzigen Nahrungskette zu sehen; um eben nicht selbst für sich sorgen zu müssen, sondern es die Unterworfenen tun zu lassen. Egal, in welchem Bezug man auch spielt: Wenn man aufsteigen will, muss man etwas unter sich lassen.

Werden wir uns daher von dieser Katastrophe je erholen? Wird ein Umdenken stattfinden? Wird es uns eine Lehre sein? Werden wir je zu alter Stärke erstarken? – Die ersten übersichtsartigen Untersuchungen unserer Ressourcen zeigen ein nüchternes Bild: Vermutlich verfügen wir nicht mehr über ausreichend Ressourcen für weitere Weltraumfahrten oder den bloßen Sonden-Bau. Wahrscheinlich sind wir von nun an auf diesem Planeten gefangen und können bis in alle Ewigkeit in dieser Gefängniszelle über das Vergangene und Geschehene büßen.

Wir leben – ja, aber zu welchem Preis? Ständig ein Ziel vor Augen und es nie zu erreichen? Als wäre unser größter Wunsch, die Sterne am Himmel zu erreichen und können doch so lange wie wir möchten nach ihnen die Hand ausstrecken und sind ihnen trotzdem nicht näher?

Ich selbst sehe mich oftmals sogar an dieser Stelle: Sitze alleine in der Nacht ein paar hundert Schritte von unserer Behausung entfernt, und bin im stillen Dialog mit den kleinen Lichtern dort oben, die farbige und graue Schlieren umranden. Ich wünsche mich dort hoch, dort an diesen Platz; möchte erfahren, wie man von dort oben auf uns

heruntersieht, was man nun von uns hält, ob man uns dummen Erdlingen je vergeben wird.

Heute, Jahrhunderte nach dem Impakt, wo alle ehemaligen Habgierigen und Unterdrücker, und Millionen Mal mehr Unschuldige in der weiten postimpaktalen Wüste verendet sind, stehen wir an einem absteigenden Punkt. Mit der Zeit haben wir ganze Sprachen verlernt, Dialekte entzweien sich immer weiter, bis sich selbst Gruppen nicht mehr verständigen können, die nur wenige Tagesmärsche voneinander siedeln. Wie eine inkonsistente Grammatik und in Vergessenheit geratene Vokabeln den Anfang der zum gänzlichen Sprachverlust führenden Unzulänglichkeiten bedeuten, so wird uns dies die Fähigkeit zur Verständigung, zum komplexen Denken und letztlich auch zur Verarbeitung oder Bewältigung sozialer oder wissenschaftlicher Probleme nehmen. Als wäre man um 1000 Jahre zurückversetzt und nur wenige »Universalgelehrte« verstünden die Prinzipien von Physik und Chemie. Und alle anderen wären analphabetische und abergläubische Bauern!

Ich bin einer dieser Bauern und will es doch nicht sein: Ich spüre, wie ich zu so viel mehr fähig bin, und habe ich doch noch nicht einmal ein Viertel meiner Lebenszeit herum. Mein Kopf gleicht geradezu einem saugenden Maul, das immer mehr Wissen in sich aufnehmen will und doch nur leere Luft anzieht. Auch wenn ich nur für mich sprechen kann, teilen gewiss auch andere mein – zugegeben verhältnismäßig geringwertiges – Leiden. Was nur wird aus unserer Spezies, wenn Kultur und Wissenschaft immer weiter degenerieren? Wenn es zu keiner Auffrischung der Gene kommt, weil wir allein mengenmäßig kurz vor dem Aussterben stehen? Ist es so vielleicht auch anderen Wesen auf anderen Planeten ergangen? Durch eine Katastrophe zurückgeworfen und auf der Welt zu ihren *Füßen* gebunden, bis es irgendwann nur noch eine Handvoll von ihnen gibt und sobald auch diese sterben ganz einfach das letzte Licht auf ihrer in Finsternis gehüllten Welt verlöscht? Und es würde niemanden geben, der das von außerhalb je mitansehen wird? Der je ihren Planeten bereist und erfährt, was wirklich mit den einstigen Einwohnern geschehen ist? Wird auch die Erde ein solcher Planet sein, der völlig ausgestorben und totenstill eines Tages durch die Galaxie kreiseln wird? Dazu verdammt, niemals beachtet und besucht zu werden? Der unter all den anderen Welten in jenem extremen Maße unbedeutend ist, wie wir ihn für bedeutend zu kennen glauben?

Abenddämmerung

Vor nicht allzu langer Zeit lag es im Streben der Menschheit, immer mehr Reichtümer

anzuhäufen. Auch wenn für manche Probleme bessere Lösungen gefunden worden waren, berechnete man zunächst den möglichen Profit beziehungsweise die mit der neuen Methode einhergehenden Verluste, und lehnte damit oftmals revolutionäre Technologien ab. Und das aus einer jedem Wissenschaftler oder in Frieden und Gesundheit lebenden Menschen höchst irrational erscheinenden Ursache heraus; der Ursache der Gier. Allein das zählte, alle anderen Belange waren zweitrangig, und waren sie auch umweltfreundlicher, ressourcenschonender oder nachhaltiger.

So fände ich es interessant zu wissen, was die Menschheit getan hätte, wenn ganz plötzlich der Bau eines Materie-Antimaterie-Reaktors möglich geworden wäre, der mit der Umwandlung von 1 kg Felsgestein in einer Stunde zehnmals mehr Energie freisetzen könnte als alle anderen Kraftwerke in einem ganzen Jahr zusammen; und ferner ein einziger dieser Reaktoren trotz Tausender Kilometer langer Leitungen jeden Ort der Welt mit unerreicht günstiger Energie versorgen könnte. Hätte die Menschheit augenblicklich alle Atom- und Kohle-Kraftwerke, Windräder und Wassermühlen aufgegeben und zurückgebaut? Oder wären all diese Vorzüge mit der Begründung abgelehnt worden, dass mit dem Rückbau der etablierten Kraftwerke Arbeitsplätze gefährdet seien? Könnte die Menschheit in einem besseren Beispiel zeigen, wie sehr sie ihre hochgelobte Intelligenz verleugnet?

Nun, zum Bau eines Fusionsreaktors ist es nie gekommen. Die Menschheit wurde dann getroffen, als sie noch immer mit Kunststoffen und der Verheizung von Kohlenwasserstoffen und Uranerzen die Erdoberfläche verpestete und langsam immer mehr unbewohnbar werden ließ. Der Einschlag des Planetoiden hat sozusagen nur sein Übriges gegeben und der Welt den Gnadenschuss versetzt.

Es ist abzusehen und dabei unumkehrbar, dass die Menschheit ausstirbt. Sie hat keine Kraft mehr sich dagegen zu wehren, zu vieles verloren, zu viele Gebiete verstrahlt⁴. Krankheiten, die vor 300 Jahren geheilt werden konnten, sind nun wieder aufgetreten und derart dominant, dass eine Infektion mit dieser Krankheit den sicheren Tod be-

4 Dieses Problem kam übrigens auf, als die durch den Impakt weltweit generierten Erdbeben Nuklear-Kraftwerke zerstörten oder zumindest derart beschädigten, dass sie zu dem wurden, was Gegner dieser Technologie Jahrzehnte lang zuvor kritisiert und befürchtet haben: Ruinen, in denen eine unkontrollierbare Kernschmelze ablief, deren thermaler Widerhall die todbringende Strahlung auf riesige kontinentale Gebiete verteilt. Noch heute ist ein Großteil der Erdoberfläche nicht betretbar, und zwar nicht wegen einer mit dem Impakt einhergehenden Zersetzung, sondern allein wegen einer Kontamination durch auf Jahrtausende radioaktiv strahlende Isotope! In der Schule lehrt man uns Kinder, wie man eine Strahlenverbrennung erkennen kann und welche Gebiete aus Kenntnis nicht betreten werden dürfen. Aber niemand kann sagen, in welche Glieder der Nahrungskette die Strahlung tatsächlich eingedrungen ist und wie sich dies auf unsere Nachkommen auswirken wird.

deuten wird. So fehlt es, wie ich schon oft betonte, an Technologie und Wissen, die historischen wissenschaftlichen Erkenntnisse nachzuholen und sich wieder anzueignen. Ich hörte von Dörfern, die ganzheitlich aufgrund einer mysteriösen bakteriellen Infektion dahingerafft wurden, und niemand stellt Untersuchungen an, der Ursache nachzuforschen. Unkenntnis und Handlungsunfähigkeit schafft Ängste, und dies schafft Aberglauben und längst hinter uns gelassenes Mittelalter. Nur die spärliche Verteilung der kleinen Menschengruppen und der nicht weniger seltene Kontakt zwischen diesen verhinderte, dass sich eine Seuche wie die beschriebene weiter ausbreiten kann.

Zusätzlich tritt aus genau diesen zuletzt genannten Grund das Problem der Erbgut-Degeneration auf. Beinahe jeder Siedlung besteht aus zu wenigen Menschen, um einen ausreichend großen Gen-Pool zu etablieren. Immer wieder kommt es zur Kopulation zwischen ohnehin nah verwandten Menschen.

Kinder kommen mit Behinderungen auf die Welt oder mit angeborener Immunschwäche. Und dies innerhalb einer Populationsgröße mit solcher Mehrheit, dass ein jeder nicht länger an Zufälligkeiten, sondern begründbare Ursachen glaubt. So hat sich die Mentalität des Menschen zum Guten, zum Nüchternen und Haushaltenden gewandelt. Und trotzdem – dem Menschen bewillter Zeitraum ist abgelaufen.

Inmitten all jener wenigen Parteien, die sich trotz aller anerkannten Probleme um die letzten verbliebenen und/oder erreichbaren Ressourcen streiten, schwankt das vegetierende und gehäutete Selbstbild des »Endmenschen« dahin. Sogar im Moment des eigenen Untergangs zieht die Menschheit noch immer nicht gemeinheitlich an einem Strang, sondern kämpft isoliert für sich selbst. Nicht wissend, dass das Individuum niemals überleben kann.

Für einen externen Betrachter mag das menschliche Treiben auf der Planetenleiche belustigend wirken: Wie all die kleinen unwichtigen Seelen mit dem Hunger kämpfen oder um Land, das keinem gehört. Als würde man in die Menge zweier sich bekämpfender Ameisenvölker – falls es so etwas gibt – treten und die kleinen Insekten sind weiterhin unfähig, den sie beide betreffenden Feind zu erkennen geschweige denn sich ihm zu erwehren, und sie stattdessen ihren Zwist untereinander fortsetzen.

Vielleicht wird es die »externen Beobachter« zu Respekt und Faszination führen, dass es unter uns noch immer Personen gibt, die sich – die um sie herum geschehenen Leiden und Ungerechtigkeiten ignorierend – für ein höheres Ziel hingeben. So wurde recht schnell nach dem Impakt vor rund 250 Jahren bekannt, dass sich die Rotationsgeschwindigkeit des Planeten minimal geändert hatte. Auch ohne hochentwickelte, tech-

nisierte Gerätschaften war es den wenigen verbliebenen Wissenschaftlern möglich, die Tages- und auch Jahreslänge zu berechnen. Es zeigte sich, dass der Impaktor durch seinen eintreffenden Winkel und den ihn mitbringenden Impuls die Erdrotation – natürlich im Verhältnis zwischen einer gigantischen Erde und einem recht kleinen Planetoiden – um winzige Beträge pro Tag verkürzt hatte.

Selbstverständlich bedurfte es keines neuen Kalenders. Aber die ganze Untersuchung zeigte, dass sich der Mensch auch weiterhin für die Dinge außerhalb seines Planeten interessierte, seine Stellung im All, und damit einhergehend die trockene Erkenntnis, dass niemals ein anderes Lebewesen des menschheitlichen Schicksal gewahr werden könne.

Fast wünscht man, ein *Atomkrieg* hätte all das Leiden und den Wissensverlust verursacht – als Auswirkungen kann man durchaus die gleichen annehmen. Dann hätte man wenigstens jemanden die Schuld an allem geben können.

Und so wird all das Beschriebene zu einer Reflexion des inneren Wesens; der Wiedergabe des Wertes des Menschseins. Es wird zu einem Leitstrahl, zu dem was uns führt, und zu dem, das *wir* führen. Es dauert keine Stunde darüber nachzudenken, und ich ersinne eine friedliche und harmonische Zukunft. Ob sie der entspricht, die andere Menschen in anderen Zeitaltern, gepeinigt von ihrer Umgebung, ersonnen haben, weiß ich nicht. Möglicherweise reihe ich mich unbedarft in eine Gruppe, zu der ich nicht gehören darf. Einer antiquierten Schar von Märtyrern, Einzelgängern, Idealisten. Und wenschon ich deren gerechte Sache unterstütze, sehe ich mich eher als Teil einer menschlichen Gemeinschaft. *Noch* nicht bereit, mich meinem Schicksal zu ergeben. Noch immer einen hadernden Funken warm haltend, alles könnte sich eines Tages zum Guten wenden und die Welt – mit uns Überlebenden darin – wieder aufblühen lassen. Sodass das in der Vergangenheit liegende Schreckliche nicht länger für das Auge sichtbar ist, sondern allenfalls in ein paar Märchen als halb wahre Legende erscheint. Als wäre über ein gewaltiges Schlachtfeld, wo Männer mit Äxten und Messern unbeirrt und sich ihrer Aufgabe gewiss aufeinander losgegangen sind, nunmehr Gras gewachsen. Und nicht eine einzige zerbrochene Schwertklinge würde mehr aus dem Boden herauschauen.

Also hat uns erst der Impakt Demut und menschliche Würde gelehrt? Waren wir nie zuvor dazu fähig? Dieser betrübenden Beobachtung steht entgegen, dass ich hier stets sehr verallgemeinernd von der »Menschheit« spreche, und nie von Individuen – wie mir selbst. Was ich empfinde und worüber ich lieber schweige – das verwahre ich als Geheimnis. Und ebenso wird mir die Generalität der menschlichen Rasse stets verbor-

gen bleiben, ihre Mentalität, ihre Bedürfnisse.

Was ich aus mir selbst ableite, das wird keinen Bestand haben. Was ich mir versage, das versage ich auch anderen. Die Regeln, die ich mir selbst auferlegte, werden niemals dazu geeignet sein, auch andere freie Geister zu bändigen oder zu führen.

So bleibt mir als Essenz zu sagen, dass ich ein Überlebender unter Wenigen bin. Einer, der Glück hatte, leben zu dürfen, die Welt mit eigenen Augen zu sehen, aus meinen Erfahrungen rückzuschließen, sie zu bewerten und ihr zu helfen.

Nun sehe ich die Welt mit anderen Augen. Mit bereitwilligeren. Ich akzeptiere die von mir aufgetragene Aufgabe, meine Lebensweise, meine Familie und Freunde, meine Umwelt. (Und auch wenn ich nie eine andere kennengelernt habe, erscheint sie mir misshandelt, tot und leer.)

Die einen Bücher sind ungeschrieben, die anderen sind nicht länger lesbar. Die Welt bleibt ungelesen, die Vergangenheit gleicht nun der Vergessenheit. Das wenige das wir zu wissen glauben, entspricht dem, was ein Höhlenmensch vom Universum zu wissen glaubte: Auch er folgte dem Offensichtlichen, dem Leuchtenden am Himmel. Stellte sich dazu etwas vor, das er niemals beweisen konnte oder wollte.

Und doch war es so wahr für ihn wie das Gras unter seinen Füßen. Und schaute er hinauf in den Himmel – nur wenig sah es anders aus, als würde ich die Sterne heute Abend über meinem Kopf anstarren.

Und unserer eigenen Bedeutungslosigkeit zum Beweis reichend wäre auch genau das Gleiche zu sehen, wenn kein einziger Mensch den Planetoiden-Einschlag überlebt hätte, und nunmehr zum Himmel, dem Ort unserer Herkunft und Anbetung, blicken könne.